

Barbara Pumhösel

Tiertherapie und Steinfedergras. Eine Urlaubsmeditation

Ich habe sie mit einer ganz kleinen Fahne markiert.

Weil ich schon den Verdacht hatte, dass es sich jeden Morgen um dieselbe Wespe handelte. Was mir natürlich keiner geglaubt hat.

Bei dieser Wespenplage heuer, immer nur eine einzige zum Frühstück und immer dieselbe. Die Fahne bestätigt es, ja - es ist sie, jeden Morgen sie, verlässlich und pünktlich.

Vielleicht weil ich mir zum Frühstück Honig aus Lunz aufs Brot schmiere und die Nachbarin nur ein Gemisch aus EU- und Nicht-EU-Ländern.

Tiere finden einen besseren Zugang zu kranken Menschen, sagt eine Psychologin im Radio, während ich in meinem Müsli nach getrockneten Waldbeeren stöbere. Sie empfiehlt in gewissen Situationen tiergestützte Therapien.

Meine Ohren sind vor dem ersten Schluck Kaffee nur bedingt aufnahmebereit, noch verstehe ich nicht alles. Unterm Jahr habe ich keine Zeit für diese Art von ausgedehntem Frühstückszereemoniell, jetzt verlangsamen sich meine Gesten, und auch meine Wahrnehmungsrezeptoren passen sich an.

Besagte Wespe könnte Zugang gefunden haben zu den älteren Teilen, zum archaischer Bereich meines Gehirns. Durch eines der Küchenfenster zu meinem Unterbewusstsein wahrscheinlich, füge ich in Gedanken hinzu, während ich versuche, das soeben Gehörte in konkrete Bilder zu übersetzen.

Sie hält mich für ein Säugetier, das bin ich ja auch, ist der Mensch im Allgemeinen, soweit ich mich noch an eine irgendwann auswendig gelernte Klassifikation aus dem Biologiebuch erinnern kann. Während ich nach längerem Überlegen eine Tiertherapie ausschließe - ich kann mir einfach nicht vorstellen, welches Tier mit mir einverstanden wäre - hat die Wespe sich für mich entschieden. Sie macht ihre Therapie mit mir. Wahrscheinlich denkt sie, dass meine Honigwahl auf meinen guten Zugang hinweist, zu ihr, dem fliegenden Wesen, vielleicht sogar zu der Kategorie der Hautflügler im Allgemeinen, und sie beweist mir ihren guten Zugang zu mir durch ihre Stiche - vorsichtig, aber immer leicht schmerzhaft, sie versetzt mir Stichanfänge, aber sie sticht nicht richtig, sie will ihren Stachel nicht aufs Spiel setzen; sie weiß, das würde ihr nicht helfen, das wäre kein Fortschritt in ihrer Therapie, würde ein vorzeitiges Ende, ein Scheitern bedeuten. Ein Wespenstachel wächst nicht nach.

Beim Mittagessen ist sie wieder da und auch am Abend stellt sie sich pünktlich ein.

Gekühltem Weißwein kann sie an heißen Tagen kaum widerstehen, ein frischer trockener hat es ihr angetan und ich fische sie regelmäßig aus meinem halbleeren oder fast leerem Glas - das für sie sicher noch viel zu voll ist -, setze sie dann auf einem Stückchen Küchenrolle ab und hauche sie trocken. Selten steigen Düfte mit mehr Intensität in meine Nase als bei diesen Rettungsaktionen: frischer Apfel, der sich langsam in Marille verwandelt, Wiesenkräuter auf feuchter Erdscholle, ein Hauch von Stachelbeeren nach einem Regenguss. Bilder von den freiliegenden Wurzeln alter Rebstöcke. Die Nervenstränge leiten diese Sinneserlebnisse weiter an den ungeduldig wartenden Thalamus, der setzt sich mit dem Gehirn in Verbindung, die Spannung wächst, aus den Reizen wird nicht sofort moduliert- oder rationell kontrollierbare Erregung. Ein kurzes Die-Luft-Anhalten, beim Ausatmen entfalten sich neue Aromen, komplettieren sich die schon wahrgenommenen, klingen dann langsam am Gaumen nach und ab, ein letztes Echo - dann Entspannung. Aber nur ein einziges Mal pro Abend, meine Wespe hält Maß. Sie genießt die Frische, das Bouquet, sie badet darin. Doch

Enthusiasmus hin und Interesse an der Önologie her; das Timing ist wichtig, mir scheint, sie kann nicht schwimmen.

Ich ertappe mich dabei, dass ich im Supermarkt an sie denke und eine Flasche "Steinfeder" in den Einkaufswagen lege, einen Wein, der den Namen einer für die Wachau typischen Grasart trägt, und im selben Moment frage ich mich, ob ich meine Wespe nicht zu einem Ausflug mitnehmen sollte. Sie könnte auf einem Steinfedergrashalm schaukeln. Ich könnte ihr zuschauen. Meinen Blick zwischen der Donau und dem Schaukelndem Halm mit Wespe hin und her schaukeln lassen.

Gedacht, getan: Urlaub, gesundheitsfördernd - wir werden uns, wie es die Therapie empfiehlt, in unserem tiefsten Sein auf die Natur beziehen, uns gegenseitig vom archaischsten Teil in uns überlagern lassen. Ich könnte ihr von den mittelalterlichen Raubrittern erzählen, von der Absperrung der Donau, von der Maut, die sie von den Schiffen verlangten. Oder von den Schwimmern, die zu Sylvester die Donau überqueren, um das neue Jahr zu begrüßen. Der Winter ist nicht ihre Jahreszeit und Schwimmen könnte sie sich vielleicht entschließen zu lernen, würde in der Donau der Weißwein fließen, der sie jeden Abend in mein Glas lockt. Ich überlege auch, ihr einige Seiten der Donau von Claudio Magris vorzulesen, entscheide mich aber dann für die Sage vom Donauweibchen. Wenn das Steinfedergras zittert, weil ein ganz leichter Wind weht und ich an den Weißwein denke, den ich trinken, und an die Wespe, die ich wieder einmal herausfischen werde, taucht zwischen meinen Gedanken die Windsbraut auf und Kokoschka und auch das römisch Garnisonslager. Meiner Wespe dagegen, glaube ich, sind die Römer wurscht, was schade ist. Oder auch nicht.

Doch Wespen leben nicht lange - ich erkundige mich nach der durchschnittlichen Lebensdauer und frage mich, um wie viel sie und ihre Artgenossen in einer menschlichen Stunde altern: Die meisten Wespen sterben im Herbst, nur die Königinnen überleben. Eine Königin ist meine Wespe sicher nicht, eher eine ganz gewöhnliche Arbeiterin, die sich über die Grenzen des Wespenstaates hinaus ein bisschen umsehen will. Ich notiere mir die Nummer des Wespen-Notdienstes für den Fall, dass sie Hilfe braucht und fühle mich etwas sicherer. Wenn es eine solche Einrichtung gibt, muss sie auch etwas ausrichten können. Damit im nächsten Frühling der Honig auf meinem Frühstücksbrot keine leere, einsame und klebrige Ebene bleibt, auf der niemand mehr Landungsversuche unternimmt. Damit ich im nächsten Sommer meinen veltlinergrünen Wein nicht alleine trinken muss, ohne ihre mir so vertrauten Knopfaugen, die mich aus dem Glas anblicken, aus seinen Tiefen Auftakte zu Duftabenteuern transportieren. Damit ich nicht - anstatt Ausflüge zu machen - trübselig das Winken und Wehen der *Stipa pennata* im Wind auf dem Bildschirm betrachten und dabei voller Nostalgie denken muss: "Da fehlt etwas."

Barbara Pumhösel, geb. 1959 in Neustift bei Scheibbs, Niederösterreich. Studium der Romanistik in Wien. Lebt in Italien. Langjährige Tätigkeit in der Leseförderung, Lektoratsarbeit und Leitung von Lyrikwerkstätten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Mitglied bei PODIUM und der Compagnia delle poete (www.compagniadellepoete.com), Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, zahlreiche Übersetzungen und Lyrikpreise, zuletzt Anerkennungspreis für Literatur des Landes Niederösterreich 2011 und Premio Pippi 2012, Bologna. Poetry Fellow der Bogliasco Foundation (Genua, Februar/März 2010). Veröffentlichung von Kinderbüchern in italienischer Sprache, Lyrikbänden, zuletzt: "dammar" (zu Bildern von Walpurga Ortig-Glanzer), Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2013; "parklücken", Berger (Neue Lyrik aus Österreich Bd. 3), Horn 2013.

